

OPE INGENII

WUPPERTAL 2023

Das Edieren in der Klassischen Philologie scheint sich von den modernen Philologien im wesentlichen dadurch zu unterscheiden, daß diese meist textgenetisch vorgehen, jene hingegen textgenealogisch. Der Grund für diesen Unterschied liegt im materiellen Befund: Während bei modernen Texten das überlieferte Material meist so umfangreich ist, daß es dem Editor ermöglicht, die Entstehung eines Textes in all ihren Einzelschritten nachzuverfolgen, sind die literarischen Erzeugnisse der Antike in der Regel durch mehrere handschriftliche, selten spätantike, meist mittelalterliche und frühneuzeitliche Kopien überliefert, die oft mit 500, manchmal über 1.000 Jahren Abstand vom Original angefertigt worden sind. Der Vergleich dieser Kopien zeigt, daß sie (je nach Länge des Textes) an tausenden Stellen voneinander abweichen. Da diese Varianz in den meisten Fällen sicher nicht auf den Autor zurückgeführt werden darf, sondern in den Schreibfehlern der Kopisten begründet liegt, stellt sich in der Klassischen Philologie naturgemäß die Frage nach der richtigen Auswahl der Varianten und der Rekonstruktion des Originals besonders drängend.

Wichtige Impulse der Arbeit an der Edition des Neuen Testaments aufgreifend und weiterentwickelnd entstand daher im 19. Jahrhundert das Verfahren der Handschriftenstematologie, bei dem man die 'Vererbung' von Fehlern dazu nutzt, die erhaltenen Kopien eines antiken Textes in einen Stammbaum einzuordnen. Ziel dieses Verfahrens, das in der Klassischen Philologie erstmals 1850 in Karl Lachmanns Lukrezedition in aller Konsequenz angewendet wurde, ist es, diejenigen Handschriften auszuwählen, die sich unabhängig auf das Original bzw. eine gemeinsame, zumeist nicht erhaltene Vorlage, den sogenannten Archetypen, zurückführen lassen (*recensio*).

Während sich also die Editoren in den modernen Philologien zumeist auf die Entwicklung eines literarischen Werkes fokussieren, sind die Blicke der Klassischen Philologie zwangsläufig rückwärtsgewandt und auf Rekonstruktion ausgerichtet. Die Rekonstruktion des Archetypen kann aber stets nur der erste Schritt der Annäherung an das Original sein: Da der Archetyp historisch oft viele Jahrhunderte von der Zeit des Autors entfernt ist, muß man sich gelegentlich selbst an Stellen, die von allen Kopien einhellig überliefert werden, fragen, ob der handschriftlich bezeugte Text wirklich das Original sein kann (*examinatio*). Die Fehlerhaftigkeit des Archetypen ist dabei kein Sonderfall: Da sich die Existenz eines Archetypen überhaupt nur durch Bindefehler in allen Handschriften nachweisen läßt, ist ein Archetyp ohne Fehler zwar theoretisch denkbar, in der Praxis aber nicht zu finden (*ω corruptum*).

Erweist sich nun die Überlieferung aus bestimmten Gründen an einer Stelle nicht als original, kann also nachgewiesen bzw. plausibel gemacht werden, daß ein Überlieferungsfehler vorliegt, muß versucht werden, das Original methodisch abgesichert durch eine gut begründete Vermutung (*coniectura* bzw. *emendatio ope ingenii*) zu rekonstruieren oder doch wenigstens die Korruptel einzugrenzen. Die Konjekural Kritik verläßt damit zwangsläufig den Boden des handschriftlich Überlieferten, weil sie einen Raum zu überbrücken sucht (vom Archetypen zum Original), der nicht durch handschriftliche Evidenz dokumentiert ist. Der Herausgeber kann sich nur noch auf sein Textverständnis, seine Sprachkompetenz und sein Wissen über die Fehlergenese in handschriftlicher Überlieferung verlassen, wenn er frühere Emendationsvorschläge taxieren oder selbst neue Lösungen vorschlagen möchte. Es liegt an ihm und seinem Können (*ingenium*), ob sein Rekonstruktionsvorschlag überzeugen kann.

Auch wenn oftmals Kritik an diesem historisch nicht ganz zutreffend als „Lachmannsche Methode“ bezeichneten stemmatologischen Verfahren geäußert worden ist, bleibt es in der Altertumswissenschaft notwendigerweise ein wichtiges Instrument für jeden editorisch

arbeitenden Philologen, weil eine methodisch abgesicherte Annäherung an das Original anders kaum möglich erscheint. Zwar hat es in den letzten Jahrzehnten innerhalb, vor allem aber außerhalb der Klassischen Philologie eine 'skeptische' Tendenz gegeben, die als 'New Philology' die primäre Voraussetzung für die Anwendbarkeit der Lachmannschen Methode angezweifelt hat, nämlich daß man durch die Arbeit der philologischen Rekonstruktion zum 'ursprünglichen' Text gelangen kann oder zumindest in die Nähe. Wäre diese Annahme berechtigt, verlöre auch die Konjektur (*emendatio ope ingenii*) ihren vollen Wert: Denn was wäre der Zweck der *emendatio ope ingenii*, wenn kein Text wiedergewonnen werden könnte, der 'mehr' wahr ist als der jeweils in den Handschriften überlieferte? Aber so berechtigt diese Skepsis gegenüber der ungebrochenen Zuversicht des 19. Jahrhunderts, das Original erreichen zu können, auch sein mag, so mußte sie, zuendegedacht und in voller Radikalität angewendet, für die Klassische Philologie als eine historische Wissenschaft die Konsequenz haben, ganz auf Kritische Editionen zu verzichten: Denn willkürlich einzelne Handschriften z. B. von Ciceros *Tusculanen* oder Ovids *Metamorphosen* herauszugreifen und zu transkribieren, würde uns nur fehlerhafte, meist über tausend Jahre vom Original entfernte Momentaufnahmen dieser Werke liefern, die die Überschrift 'Cicero, *Tusculanen*' bzw. 'Ovid, *Metamorphosen*' nicht verdient hätten.

Auf das Rekonstruieren zu verzichten, ist also aus Sicht der Klassischen Philologie nicht praktikabel. Es widerspräche auch der Erfahrung, daß bei Texten, die von mehreren Textzeugen überliefert werden, nicht selten einzelne Handschriften sich gegenseitig kontrollieren, d. h. schon der Vergleich der Handschriften untereinander Fehler in einzelnen Textzeugen aufzudecken hilft. Das Kollationieren selbst zielt daher zwangsläufig auf die Rekonstruktion. Ebenso wenig wie auf die *emendatio ope codicum* darf der Klassische Philologe daher auf die *emendatio ope ingenii* als Mittel der Rekonstruktion bzw. der Annäherung an das Original verzichten. Konjizieren ist nämlich in seiner ursprünglichen Form zunächst nichts anderes als das, was wir als Leser ständig tun, wenn wir z. B. Proseminararbeiten lesen und Tippfehler am Rand korrigieren, Anakoluthe verbessern, vergessene Wörter nachtragen. Ebenso wie wir annehmen, bei muttersprachlichen Texten oft intuitiv das eigentlich Gemeinte herstellen, uns ihm annähern oder den Fehler doch wenigstens lokalisieren zu können, sollte es in der Reichweite einer methodisch vorgehenden Wissenschaft liegen, in zwei der am besten erforschten Sprachen der Welt, dem Altgriechischen und Lateinischen, fehlerhaft überlieferte Texte zu emendieren. Bestätigt wird diese Annahme durch die vielen nachträglich durch neue Handschriftenfunde bestätigten Konjekturen. Aus methodischer Sicht hat schon Paul Maas vor vielen Jahren die beste Verteidigung der Konjekturen gegeben, als er schrieb: „Natürlich ist es viel schädlicher, wenn eine Verderbnis unerkannt bleibt, als wenn ein heiler Text zu Unrecht angegriffen wird. Denn jede Konjektur reizt zur Widerlegung, durch die das Verständnis der Stelle jedenfalls gefördert wird, und nur die besten werden sich durchsetzen“ (*Textkritik* 13). Es soll daher auf der Wuppertaler Tagung nicht um die müßige Frage gehen, 'ob' man Konjekturen machen darf (aus Sicht der Klassischen Philologie kann diese Frage nur mit 'ja' beantwortet werden), sondern um das 'wie' und das 'wann'. Die *emendatio ope ingenii* ist manchmal ein mühsamer Prozeß, der dem Philologen jahrelange Erfahrung und Lektüre abverlangt, um sich mit dem Stil, den sprachlichen Eigenheiten und Marotten eines bestimmten Autors vertraut zu machen; manchmal ist sie ein Moment purer Intuition, der dem Geniegedanken nahekommt. Manchmal gelingt sie völlig überraschend an einer dunklen Stelle, an der sich Generationen zuvor vergeblich um eine Lösung bemüht haben; manchmal scheitert sie, obwohl der Kontext völlig klar zu sein scheint. Es ist sicherlich auch wahr, daß sich die 'Kunst' der Konjektur im Zeitalter der Digitalisierung in den letzten Jahren dank der stetigen Erweiterung durchsuchbarer Datenbanken wie *Musisque Deoque* (um ein italienisches Projekt zu zitieren) verändert hat: Heute läßt sich viel schneller als in früheren Jahrhunderten

überprüfen, ob ein Wort, eine Junktur oder eine grammatikalische Konstruktion für einen bestimmten Autor oder eine spezifische Epoche der lateinischen oder griechischen Literatur typisch ist oder doch eher ungewöhnlich. Fortschritte in der Lexikographie, etwa beim (ebenfalls inzwischen online durchsuchbaren) *Thesaurus Linguae Latinae*, erschließen die antiken Sprachen in einer nie dagewesenen Vollständigkeit und Tiefe. Doch auch heute hat das *monitum* Housmans Bestand, daß „such a man as Scaliger, living in our time, would be a better critic than Scaliger was; but we shall not be better critics than Scaliger by the simple act of living in our own time“ (*The application of Thought to Textual Criticism* 84). Die Qualität von Konjekturen wird auch weiterhin vom einzelnen Philologen und seiner Sprachkompetenz, seiner Kenntnis des Autors und seiner gedanklichen Durchdringung des Überlieferungsproblems abhängen.

Aber wann muß man wirklich konjizieren? Ist die 'Notwendigkeit' eines Eingriffs in die Überlieferung überhaupt ein relevantes Kriterium? Wann kann man sicher sein, daß der überlieferte Text nicht gerechtfertigt werden kann? Welche Voraussetzungen müssen gegeben sein, damit sich die originale Lesung wiederherstellen läßt? Wie findet man das Richtige? Diese Fragen sollen Gegenstand der Tagung sein, in der international angesehene Gräzisten und Latinisten mit langjähriger editorischer Erfahrung ihren Umgang mit Konjekturen reflektiert vorstellen und vergleichen werden. Im Mittelpunkt sollen dabei weniger die bekannten, seit Jahrhunderten kritisch durchgearbeiteten Klassikertexte eines Vergil, Ovid oder Cicero stehen, bei denen der Autor und sein Text beinahe ein und dasselbe sind und genügend umfangreiche Textcorpora als Vergleichsmaterial existieren. Natürlich gibt es auch bei diesen Klassikern noch viel zu tun, aber die oben formulierten Fragen scheinen sich bei bestimmten weniger autoritativen Texten dringlicher zu stellen, die mit einem oder mehreren der folgenden Attribute versehen werden können: anonym, pseudepigraphisch, dokumentarisch, technisch, paratextual, bilingual, epigraphisch oder auf Papyrus tradiert, mit unikal oder komplizierteren Überlieferungsgeschichten. Hier scheint es besonders schwierig, Kriterien für Konjekturen zu entwickeln; zugleich läßt die Beschäftigung mit diesen eher vernachlässigten Textsorten neue Impulse für die Forschung erwarten.

Die Liste der eingeladenen Philologinnen und Philologen ist bewußt so gestaltet, daß neben einer internationalen Provenienz auch ein möglichst breites Panorama der verhandelten Gegenstände entsteht. Da jedes Problem, das sich dem Herausgeber handschriftlich überlieferter Texte stellt, vermutlich einzigartig ist (*The application of Thought* 69), sind verallgemeinerbare Ergebnisse im Sinne naturwissenschaftlicher Gesetzmäßigkeiten nicht zu erwarten. Um so wichtiger ist es daher, exemplarisch möglichst viele der oben genannten Textsorten der griechischen und lateinischen Literatur von der Frühzeit bis in die Spätantike und darüber hinaus zu berücksichtigen, um die Möglichkeiten, aber auch die Grenzen der Konjekturenkritik auf diesem Forschungsfeld auszuloten. So finden sich im Programm Beiträge zu anonymen Texten wie der *Expositio totius mundi* oder dem *Liber pontificalis*, Paratexten wie den *Ilias-Scholien*, zu Texten mit umstrittener Autorschaft wie der *Expositio de Platonis libris*, zu unikal überlieferten Werken wie der *Aegritudo Perdicae*, zur Livius-Epitome des Iulius Obsequens, zu den Fragmenten der römischen Komödie, des Apuleius und des Menander Protector, zu Anthologien wie der des Stobaios, zu technischen Schriften wie den Rhetorikhandbüchern der Spätantike oder dem Lehrgedicht Ovids zum römischen Festkalender, schließlich zu bilingualen Texten wie den neu-altgriechischen Gedichten des Lorenz Rhodoman, die vom Autor mit einer lateinischen Übersetzung versehen wurden. Neben handschriftlich überlieferten Texten werden auch solche behandelt, deren Beschreibstoff Papyrus oder Stein ist. Ein zeitlicher Schwerpunkt liegt bei den noch immer wenig erschlossenen Texten der Spätantike, doch werden auch griechische und lateinische Klassiker

wie Apollonios von Rhodos oder Caesar in den Blick genommen. Mehrere Beiträge suchen nach Spuren antiker Konjekturaltätigkeit, etwa bei den Alexandrinern oder in der Überlieferung lateinischer Prosaschriftsteller. Ferner wurde bei der Auswahl der Referenten und Vortragsthemen auf eine methodische Breite geachtet: Während viele Beiträge umstrittene Textpassagen philologisch analysieren und verschiedene Emendationsvorschläge taxieren werden, möchten andere die Möglichkeiten divinatorischer Textkritik anhand spektakulärer epigraphischer, papyrologischer oder handschriftlicher Neufunde der letzten Jahre, die manche Konjekturen bestätigen, manche widerlegen konnten, quasi bilanzierend bewerten. Zwei Vorträge werden die Chancen der Digitalisierung vorstellen, zum einen die Datenbank *Musisque Deoque*, zum anderen das digitale Repertorium der Konjekturen zum Neuen Testament, einem für die Konjekturenkritik besonders herausfordernden Text.

Wenn es durch den wissenschaftlichen Austausch unterschiedlicher Disziplinen schließlich gelänge, die Bewertung der *emendatio ope ingenii* den fruchtlosen ideologischen Grabenkämpfen zu entziehen und aus der Sicht von Praktikern auf sachlicher Grundlage neu zu verorten, wäre der philologischen und editorischen Forschung auch in weiterem Sinne gedient.